



ZEITGESCHICHTE

Zur untergegangenen Tradition der Rektoratsrede

SELBSTVERGEWISSERUNG DER UNIVERSITÄT ÜBER IHRE BEDEUTUNG UND IHREN ORT IN DER GESELLSCHAFT.

VON DIETER LANGEWIESCHE

Als sich im 19. Jahrhundert im deutschen Sprachraum die moderne Universität entwickelte, die Forschung und Lehre zusammenführte, entstand ein Problem, für das es keine glatten Lösungen gibt: In der Forschung muss die Universität selbstbestimmt immer neue Bereiche erschließen und die neuen Erkenntnisse in der Lehre vermitteln; als Institution im Bildungssystem soll sie hingegen die vielfältigen, widerspruchsvollen Erwartungen bedienen, welche die Gesellschaft an sie richtet. Die Spannungen, die aus dieser Doppelaufgabe erwachsen, begleiten die Geschichte der modernen Universität. Der gegenwärtige radikale Umbau der deutschen Hochschullandschaft ist eine weitere Etappe auf diesem Weg. Auf ihm ist auch die Rektoratsrede entstanden... und untergegangen.

In der Rektoratsrede suchte die Universität, den eigenen Standort in der Wissenschaft und in der Gesellschaft zu bestimmen und dieses Selbstbild einer größeren Öffentlichkeit zu vermitteln. Zu rituell wiederkehrenden Anlässen versicherte sich die Universität ihres Ortes in der Gesellschaft und ihrer Bedeutung für sie, indem sie über das sprach, was sie tat. Dass diese Tradition in den 1960er Jahren auslief, lässt einen tiefgreifenden Wandel in der Kommunikation zwischen Hochschule und Gesellschaft bzw. Hochschule und Politik erkennen.

Bildung durch Teilhabe an Forschung

Bildung formt die Persönlichkeit – diese Überzeugung zieht sich als roter Faden durch die deutschen Rektoratsreden des 19. und 20. Jahrhunderts. Bildung durch Forschung, Forschung als bester Weg zur Bildung. Darin sahen die Redner die geistige Einheit der Universität trotz rasant voranschreitender fachwissenschaftlicher Spezialisierung verbürgt. Deshalb waren sie überzeugt, mit einem fachwissenschaftlichen Vortrag Zeugnis von diesem Bildungsauftrag und Bildungswillen der Universität abzugeben. Nicht Spezialwissen bildet, sondern – so die Grundüberzeugung, die alle Fächer einte und in der Gesellschaft Zustimmung fand – der forschende Zugang zum noch Unbekannten. Wer dies einmal vollzogen hat, sei gebildet für das ganze Leben. Deshalb nannte der klassische Philologe Georg Goetz in seiner Jenaer Rektoratsrede von

1910 die Promotion einen „*Protest gegen die Auffassung, dass die Aufgabe der Universität sich darin erschöpfe, Arbeiter für die Staatsmaschine oder das Räderwerk des Lebens abzurichten*“. Sie sei vielmehr das „*Symbol der Aufnahme in den grossen Bund der Veredlung des Menschengeschlechts durch wissenschaftliche Bildung*.“

Forschung an sich bilde, auf welchem Gebiet auch immer und wie spezialisiert sie sein mag. Dieser Glaube an die Verschwisterung von Wissenschaft und Bildung ließ die Forschungs- und Ausbildungsstätte Universität als eine Einheit erscheinen und stellte sie zugleich an die Spitze aller Bildungseinrichtungen. Mit den Rektoratsreden trat sie vor eine breitere Öffentlichkeit, der viel abverlangt wurde. Hielten die Rektoren einen Fachvortrag, bemühten sie sich zwar meist, auch für Fachfremde verständlich zu sprechen, doch als Pflicht sahen sie das nicht. Der

Rektoratsreden des 19. und 20. Jahrhunderts

Die Erforschung der Rektoratsreden des 19. und 20. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum und in der gesamten Schweiz durch die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften wird von dem Autor (Universität Tübingen) gemeinsam mit Prof. Dr. Rainer C. Schwinges (Universität Bern) geleitet. Finanziert wird sie von der DFG und der Fritz Thyssen-Stiftung sowie mit Schweizer Mitteln. Zur Zeit wird eine Datenbank bei der Historischen Kommission eingerichtet, in der online die bibliographisch erfassten Reden recherchiert werden können. Die Schweizer Reden sind zudem digitalisiert worden und bereits einzusehen: www.hist.unibe.ch/content/forschungsprojekte/rektoratsreden/index_ger.html

Laie muss sich um den Experten bemühen, nicht umgekehrt. Denn Bildung ist an Voraussetzungen gebunden, und sie kostet intellektuelle Anstrengung, zu der nicht jeder fähig ist. Das setzten die Rektoren voraus, und offensichtlich durften sie bei ihren Hörern auf Zustimmung rechnen. Einen Laienrabatt für Fachfremde räumten die Rektoren also nicht ein. Das hätte dem universitären Selbstverständnis von Bildung durch Forschung widersprochen.

Zur Forschung gehören die Irrwege oder Sackgassen ebenso wie die ständigen Spezialisierungen. Und beides führten die Rektoren in ihren Fachvorträgen vor, um Forschung als einen Prozess auszuweisen, der keine endgültigen Wahrheiten schafft und nie abgeschlossen sein kann. Dies zu erkennen und als Grundlage für Bildung anzunehmen, verlangten sie, wenn sie mit einer fachlichen Rektoratsrede vor ihr Festpublikum traten. Als Gegenleistung versprachen sie Einsicht in den Menschheitsfortschritt durch

Otto Binswanger
(1852–1929) war
1911 Rektor der Uni-
versität Jena.



Forschung und einen Beitrag zu der Fähigkeit und dem Willen, sich als Individuum einsichtsfähig zu machen, um die archaischen Kräfte „unter einer sehr dünnen, sie niederhaltenden Humusschicht der Zivilisation“ durch Bildung zu beherrschen. So hatte es 1925 der Jurist Heinrich Gerland formuliert.

Kommunikation mit der Gesellschaft, nicht im Elfenbeinturm

Für die jährlich wiederkehrenden Rektoratsreden wurden meist Themen gewählt, mit denen die Redner ihre Fächer und damit auch die Universität insgesamt als zuständig für gewichtige gesellschaftliche Probleme präsentierten. Es waren Fachvorträge, aber keine Reden im Elfenbeinturm, in dem die Universität einer wohlfeilen Redewendung zum Trotz sich nie verschanz hat. Nicht selten wählten die Rektoren ihr Fachthema aus aktuellen politischen oder gesellschaftlichen Anlässen aus, stets aber darauf bedacht, dies nicht als Einmischung in die Tagespolitik erscheinen zu lassen. Sie beanspruchten, sich als Wissenschaftler auf der Grundlage von Forschungsergebnissen „objektiv“ zu Problemen zu äußern, um so Entscheidungsgrundlagen für den Einzelnen oder für die Gesellschaft bereitzustellen. Beispiele dafür bieten die Rektoratsreden, welche die Mediziner Wilhelm Müller und Otto Binswanger in Jena gehalten haben.

Als Wilhelm Müller 1898 über „Männergehirn und Frauengehirn in Thüringen“ sprach, äußerte er sich als Professor der Pathologischen Anatomie zu einer umstrittenen gesellschaftspolitischen Frage: Sollen Frauen zum Studium zugelassen werden oder nicht? Das Ergebnis seiner und anderer Forschungen, die er vortrug, lautete: Die Gehirnmasse der Frau sei zwar

geringer als die des Mannes, doch die Unterschiede seien zu gering, um aus diesem Grund den Frauen das akademische Studium zu verwehren. Ihm fielen dann doch noch Gründe ein, warum ein Frauenstudium nicht zweckmäßig sein könnte – Fragen der Ethik und des Bedarfs –, doch das oft angeführte Argument eines zu geringen Hirngewichts entkräftete er mit Ergebnissen empirischer Forschung. Er intervenierte als Wissenschaftler in eine kontroverse gesellschaftspolitische Debatte, ohne jedoch, so sein Selbstverständnis, selber politisch zu argumentieren. In der gleichen Weise verfuhr Otto Binswanger, als er 1911 ausgehend von einer Pressedebatte über Schülerelbstmorde die Forschung zu „*psycho-pathologischen Konstitutionen*“ vortrug und daraus Folgerungen für Erziehungsmethoden ableitete. In seinem Rektorat ein Jahrzehnt zuvor hatte er allgemein die Bedeutung der „*Psychopathologie*“ für die gesamte Medizin vorgestellt. Auch diese Rede, die ein Jahrhundert Medizingeschichte bis in die unmittelbare Gegenwart verfolgte, verlangte viel von den Zuhörern.

Der Konsens zwischen Universität und Gesellschaft bricht

Die Sicherheit, mit einem Fachvortrag die Bildungserwartungen eines fachfremden Publikums zu erfüllen, wurde in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg brüchig. Sie wurde seit dem nie wieder zurückgewonnen – weder in der Gesellschaft noch an den Universitäten. Bildung erwächst nicht mehr von selbst aus Forschung gleich welcher Art, so erkannte man damals; sie erfordert vielmehr auch an der Hochschule, die weiterhin als ein Ort fern jeder Parteipolitik gedacht wurde, Bekenntnis zu einem festen Standort in den politischen und weltanschaulichen Kämpfen der Gegenwart. Das war neu damals.

Die Selbstsicherheit, mit der die Universität Bildung aus Forschung hervorgehen sah, überlebte den Ersten Weltkrieg nicht. Bildung erhielt nun im universitären Selbstbild eine zweite Grundlage: Neben Persönlichkeitsbildung durch Forschung als die methodisch angeleitete Suche nach dem noch Unbekannten trat die Forderung zur ethisch fundierten Formung des Einzelnen durch seine Entscheidung in den weltanschaulichen Gegensätzen der Gegenwart. Die Universität trat nun offen in die politische Arena. An den Rektoratsreden der Weimarer Republik lässt sich dies nachvollziehen.

Nach der Erfahrung des Nationalsozialismus, dem die deutschen Universitäten politisch und ethisch nichts entgegenzusetzen wussten, nahmen die Universitäten und die Gesellschaft das alte Leitbild – Bildung als Formung der Persönlichkeit durch wissenschaftliche Fachbildung – wieder auf. Ein Beispiel dafür bietet die Jenaer Rektoratsrede des Physikers Friedrich Hund aus dem Jahre 1948. Aufgabe der Universität und jeder einzelnen Wissenschaft sei es, den „geistig Führenden“ eine „Gesamtbildung“ und ein „Gesamtbewußtsein“ zu ermöglichen. Darunter verstand er die „Formung einer wissenschaftlichen Haltung“, die sein Fach leiste, indem es dem Menschen empirisch begründete Einsichten in die Natur bietet. Wie seine Vorgänger in der Zeit, als die Universität sich noch im Einklang mit ihrer politischen Umwelt wusste, vertraute auch Hund auf die Persönlichkeitsbildung durch „ernsthafte wissenschaftliche Arbeit“. Sie führe „zu einer besonderen Art des persönlichen Verhaltens. Sie ermöglicht ein Denken unter zeitweiliger Aufhebung der eigenen Wünsche, unter Absehung vom jeweiligen eigenen Willen. Nur so besteht Hoffnung, ungetrübt die Wirklichkeit zu erkennen.“ Und zwar offen für „die noch nicht

bekannte Wirklichkeit“, verbunden mit der Scheu vor zu schnellen Synthesen und „endgültigen Behauptungen“.

Das Fachstudium als bester Weg zur allgemeinen Bildung – mit dieser Maxime, die der Physiker an seiner Disziplin anschaulich machen wollte, als er sein Publikum 1948 in die Geschichte der modernen Physik einführte, vergewisserte sich die Universität einer Tradition, die sie für zukunftsfähig hielt. Dass dieses alte Leitbild einer wissenschaftlich fundierten Bildung zu keiner Zeit in der Lage gewesen ist, politische Urteilsfähigkeit zu sichern, weder bei den Studenten noch bei den Professoren, blieb diesem Repräsentanten der Universität verschlossen. Zumindest sprach er nicht darüber.

Bildung ohne Bildungskanon?

Der Weg zurück in die Selbstsicherheit, als Forschungsstätte per se stets auch Bildungsstätte zu sein, ist heute versperrt. Die Universität der Zukunft, die aus den Reformen der Gegenwart hervorgehen soll, kann zudem auf keinem auch nur annähernd klaren Bildungskanon aufbauen, den ihre Studenten und ihre Dozenten aus Schule und Familie mitbringen. Sie verfügt auch selber über einen solchen Kanon nicht. Es wäre heutzutage angesichts der gesellschaftlichen Erwartungen an die Universität, wie sie derzeit in ein neues Regelungssystem mit Sanktionsgewalt gefasst werden, wohl systemwidrig nach dem Bildungswert eines Universitätsfaches



Friedrich Hund
(1896–1997),
Rektor der Universität
Jena 1948.

zu fragen. Der Wert von Fächern wird vielmehr vorrangig danach bemessen, wie viele Studenten sie anziehen und wie hoch ihr Drittmittelpotential ist als vermeintlich harter, objektiver Messwert für Forschungsleistung. In einer Gesellschaft, in der es keinen Konsens gibt, was Bildung ist, kann die Vermittlung von Bildung nicht als ein gewichtiges Kriterium für die Leistungsmessung in der Universität dienen. Das ist einsichtig. Eine Rektoratsrede, die weiterhin darauf vertraute, dass die Universität als Forschungsinstitution ihre Studierenden bildet, weil sie ihnen zeigt, was es heißt zu forschen, ginge ins Leere. Sie träfe nicht mehr auf eine Gesellschaft, die dafür aufnahmefähig wäre. Das dürfte der wichtigste Grund sein, warum die Tradition der Rektoratsrede als Fachvortrag nicht wieder aufgenommen wurde. Die Kommunikation mit der Gesellschaft läuft heute über andere Bahnen und nach anderen Regeln.

Der Autor ist o. Professor
für Neuere Geschichte an der
Universität Tübingen.

